

rer mich wiederholt an den Kleidern hielt; ich sah keine Spur von Gerippe, trotzdem mein Diener mir verdolmetschte, daß wenn ein Vogel dahin fliege, er stürbe; ich bin hinunter gegangen und gesund wieder heraufgekommen. Mag eine Kohlensäure-Exhalation zeitweise stattfinden; zur Zeit war keine Ansammlung von Kohlensäure dort; ich habe weder etwas gerochen, noch war mein glimmender Zunder, den ich vor mir hielt, ausgelöscht. Selbst von toten Insekten und Cadavern kleiner Thiere war keine Spur zu sehen. Den Warnungen des Führers gab ich kein Gehör, weil ich meinte, man müsse der Volksfage, der Tradition, etwas zu Gute rechnen, und dann führt ja ein Pfad hinunter, und wo andere gegangen sind, konnte ich es auch; vor allem aber sagte ich mir, daß erst mein niedergehaltener glimmender Zunder von Cocosholz ausgelöscht müsse, ehe mir Gefahr drohen könne. Das ist das verächtigte Todtenthal, die schlimmste Stelle desselben, an anderen Stellen des Dienggebirges sind keine solche engen, windfreien Kessel und kann sich daher die Kohlensäure gar nicht derartig ansammeln, daß sie warmblütigen Thieren gefährlich werden könnte.

Aber nach Jahrzehnten noch werden Bücher und Zeitungen die Fabel vom Todtenthal weiter verbreiten, oft bonafide aus Unkenntniß, oft aber auch in der Manier von Harper's Weekly Illustrated Newspaper, das z. B. voriges Jahr (1874) eine schöne Abbildung brachte, wo Australinsulaner zu Ehren ihres gestorbenen Häuptlings sich den Haifischen opferten und fast reihenweise ehrlich aufgefressen wurden, obwohl noch kein Fall glaubwürdig nachgewiesen ist, daß ein Haifisch einen lebenden Menschen im Meere angegriffen hat.

Und nur noch eins: Tiger, Rhinoceronten hat es im ziemlich bevölkerten, gut gebauten, so gut wie ganz entwaldeten Dienggebirge seit vielleicht Jahrhunderten nicht mehr gegeben. Ach! wenn doch die Leute zu Hause von dem, was sie nicht beurtheilen können, was ihnen weit entlegen und fremd ist, nicht immer nur das Absonderlichste und Schrecklichste am ehesten glauben wollten!

Erfreulich und interessant ist folgendes Bild, welches Dr. Kunze von den javanischen Schulen entwirft. „Am 5. Juli besuchte ich eine einheimische Schule. Es war ein langes Gebäude, halb offen, in dem drei Schülerklassen neben einander ohne Scheidewände von drei Lehrern Unterricht fanden. Die Schüler, über 100 an der Zahl, kauerten und knieten mit untergeschlagenen Beinen vor schrägen Schulstischen. Schulstunden sind früh von 7 bis 10 und 10 $\frac{1}{2}$ bis 12 Uhr. Rauchen der Schüler ist erlaubt. Im Schulzimmer hängen eine Weltkarte und eine große Karte von Java; es wird alles im Malayisch gelehrt, dieses mit lateinischen Buchstaben geschrieben und in holländischer Vocaleausprache gelesen. Verfolgen wir einmal das Examen, das der Lehrer mit der ersten Klasse anstellte.

Als wir eintraten, waren sechsstellige Decimalerempel an der Wandtafel ausgerechnet worden. Schau, schau, das konnten im gebildeten Preußen bis 1875 95 Proc. der Bevölkerung nicht; mit Decimalen zu rechnen lernen letztere erst, seitdem das neue Maß-, Gewicht- und Münzsystem eingeführt ist. Nun ließen wir uns aber auch sechs gemeine Brüche addiren, das ging sammt Einrichten, Kürzen u. s. w. recht flott. Das Interessanteste war mir der Feldmesserunterricht und die geleisteten praktischen Arbeiten der Schüler. In diesem Lande, wo die Felder meist jährlich aufs Neue vertheilt werden, ist dies von größter Wichtigkeit. Das muß ich gestehen, ich löse dieselben Aufgaben der Feldmestkunst nicht; darin sind mir diese Javaner überlegen.

Von europäischen Kindern, die hier meist mit einheimischen aufwachsen, ist folgendes zu erwähnen: sie sprechen

das h wie ein scharfes j aus und verschlucken in Doppelconsonanten am Ende der Silben das d oder t, z. B. statt Hund jun; es soll den Eltern und Lehrern viele Mühe machen, ihnen diese den Einheimischen nachgeahmte Manier wieder abzugewöhnen.

Von großem Interesse sind, um noch eins hervorzuheben, die vielen Aehnlichkeiten in Formen und Gebräuchen, welche Kunze zwischen Japanern und Annamiten abweichend von den Chinesen fand (vergl. S. 190 bis 196, 215, 216, 220 und 246). Eine solche Menge von Analogien kann wohl kaum rein zufällig und an zwei Punkten unabhängig von einander entstanden sein. Ob und wie eine Uebertragung stattgefunden hat, ist unseres Wissens nicht nachweisbar; die Japaner sind zwar nicht Ureinwohner ihres Inselreiches, sondern vom Festlande her eingewandert, indessen anscheinend vom Westen oder Nordwesten, nicht vom Südwesten her. Die Sprache der Annamiten ist eine einsilbige, die der Japaner dagegen eine mehrsilbige, welche in Betreff der Struktur dem Mandtschu und Mongolischen ähnelt (F. Müller, Allgemeine Ethnographie S. 457).

Folgende Aehnlichkeiten fielen also unserm Naturforscher bei Japanern und Annamiten auf. Die kleinste Münze heißt bei beiden Zabel, und die länglich viereckige Silbermünze Annams korrespondirt mit den japanischen Bu. Die Gesichtszüge und deren Ausdruck ähneln sich sehr; sie erscheinen nicht so verschlagen, wie bei den Chinesen; es drückt sich darin das gleiche ruhige Selbstbewußtsein und Wohlwollen, der Mangel an Geldsucht, die Bescheidenheit aus. Die Gesichtsfarbe ist bei beiden etwas dunkler, als bei den Chinesen, die Nase breiter. Die Einrichtung der Häuser ist gleich; auch dasselbe erhöhte Podium, wo sie auf Matten knien oder kauern. Die Chinesen dagegen sitzen auf Stühlen. Die Vorderseite der Häuser ist in Annam und Japan mit Matten verhängt, das Hausmobiliar ähnlich und beidemal einfach. Die Chinesen gehen oft barhaupt ohne Tuch trotz der rasirten Schädel, auch im stärksten Sonnenschein aus, während der gewöhnliche Japaner stets ein blaues Tuch bandartig um den Kopf bindet, ähnlich dem Annamiten; bei beiden ist das Tuch nicht so lang und umfangreich, wie es zu einem Turban gehört. Die Schärpe der Annamiten und ihrer Frauen findet sich in Japan wieder, nicht in China. Japaner trugen bisher nicht Hosen; auch Annamiten, wahrscheinlich aus dem Innern, sah Kunze später in Saigon, die statt Hosen ein Unterkörper und Füße deckendes Zeug trugen, wie es die Japaner sonst ähnlich, nur größer auch hatten. Todesfurcht scheinen die Annamiten, ähnlich den Japanern, weniger zu besitzen, als die Chinesen. In den annamitischen Tempeln mit geraden, nicht wie in China meist gebogenen Dächern, herrscht die größte Einfachheit, wie in den japanischen Schintotempeln; auch die ähnlichen Trommeln und stehenden Glocken, auf denen außen leidlich hübsche Figuren sich befinden, sind in den Tempeln beider Länder äußerst ähnlich; die Glocken werden in Annam gleichfalls mit einem Holz von außen angeschlagen. Vor dem Tempel in Annam befinden sich zuweilen zwei Wasserreservoirs wie in Japan, was Kunze in China nicht beobachtete. Die annamitischen Gottesäcker befinden sich stets im Walde, wie fast immer in Japan, und nie in China (hier stets auf kahlen Bergen).

An den Gewässern Annams sieht man denselben halb-zahmen, weißen, schlankhalsigen Reiher wie in Japan, den Kunze in China wenigstens nicht bemerkt hat.

In Annam soll nach Stein eine uns räthselhafte Sittenfreiheit der Mädchen bis zur Verheirathung herrschen; ähnlich ist es in Japan, wo die Prostitution ein Regierungs-